

## Zur persönlichen Weitergabe, gleichsam von Hand zu Hand

2022 Vorträge  
Dresden 4.-5.Nov.22-Musik und Tod

**Marianne Gronemeyer**

### **Sterben lassen: Musik an der Schwelle des Todes**

Das ist das Thema, das mir für die nächsten 30 oder 35 Minuten gestellt wurde.

Ich habe es buchstäblich geerbt und war drauf und dran, dies Erbe auszuschlagen.

Denn es macht tatsächlich einen großen Unterschied, ob ich mir die Überschrift eines zu verfassenden Textes selber gebe, ich beim Schreiben also meinen eigenen Absichten folge - wobei ich mir darüber klar bin, dass jeder Gedankengang eigensinnig genug ist, die vorgefassten Absichten zu durchkreuzen - oder ob das Nachdenken eine Antwort auf eine mir gestellte Aufgabe ist. Was mir *aufgegeben* wird, nötigt mich, meine eigenen Absichten - wenigstens vorübergehend - *aufzugeben*, mich also fremder Bestimmung zu überlassen und darauf zu vertrauen, dass ich dabei nicht irregeleitet werde.

Um die mir gestellte Aufgabe zu begreifen, nehme ich sie beim Wort. Ich taste die Titelwörter, nach ihrer Bedeutungsvielfalt ab, und dann bekomme ich es mit vier schwergewichtigen Brocken zu tun: Mit dem ‚Sterben-Lassen‘, mit der ‚Schwelle‘, mit der ‚Schwelle des Todes‘ und mit der ‚Musik‘, die im Ensemble dieser Begriffe am wenigsten passend anmutet.

#### Sterben lassen

‚Sterben lassen‘ ist eine Wortkombination von einer verwirrenden Mehrdeutigkeit, die eine Fülle von Assoziationen, Szenen, Bildern heraufbeschwört. Wer lässt sterben oder eben nicht sterben? Und wessen Sterben wird von wem in Kauf genommen oder aber vereitelt. Wer hat Macht, darüber zu bestimmen, wie gestorben wird?

Der Große Kulturkritiker Ivan Illich beruft sich auf einen ‚Augenzeugen‘ aus *Auschwitz*, welcher vom alten Juden erzählt, „dem es gelang, sich todmüde hinter der Baracke in den Schnee zu legen, um nicht mehr aufzuwachen. Mit einem Fußtritt wurde er vom SS-Mann aufgeschreckt und mit den Worten: ‚Was glaubst Du, hier wird nicht einfach so gestorben‘ ins Leben zurückbefördert. ‚Wann man zu sterben hat, bestimmen wir.“<sup>1</sup> Wer würde dem alten Juden nicht wünschen, dass man ihn im Schnee hätte sterben lassen.

Aber wie steht es um die Flüchtenden und diejenigen, die sie in äußerster Not aus dem Mittelmeer gefischt haben und denen dafür wegen Begünstigung illegaler Einwanderung der Prozess gemacht wird. Hätten sie die Ertrinkenden juristisch korrekt dem Meer überlassen, also sterben lassen sollen?

Ich denke an meinen Bruder, der seine Einwilligung in sein mögliches Ende vor einer schweren Operation mit den Worten des Vaterunser : „Dein Wille geschehe“, bekräftigte. Und doch konnten wir, seine liebsten Nächsten, ihm die Qual von sechs Notoperationen nach dem Misslingen der ersten nicht ersparen, weil das Abschalten der ‚lebenserhaltenden‘ Geräte, mit denen er verkabelt worden war, unsere aktive Beteiligung an seiner Auslöschung bedeutet hätte. Das Wort „Brudermord“ ging mir nicht aus dem Kopf. Mein Bruder hat nicht ansterben können gegen sein von Maschinen überwachtes Ende. Er wurde schließlich in aussichtsloser Lage, vom medizinischen Personal abgeschaltet.

Und ich denke in diesen finsternen Tagen an die Kriegsherren in Russland und in der Ukraine, die um ihrer Kriegsziele willen Landsleute sterben lassen, und jeden Versuch, sich der soldatischen Sterbepflicht zu entziehen mit Höchststrafen ahnden. Auch sie lassen sterben.

---

<sup>1</sup> Ivan Illich: Von der Verkehrung der Gastfreundschaft durch das Christentum. In: Biotope der Hoffnung, Olten 1988, S. 198.

Und schließlich denke ich an den Samariter aus dem biblischen Gleichnis. Er hat den geschundenen und ausgeplünderten Juden, der im Straßengraben verblutete, eben nicht sterben lassen, sondern seine Geschäfte unterbrochen, ihn auf sein Pferd gehoben, in eine Herberge gebracht und für seine Versorgung bis zu seiner Rückkehr im Voraus bezahlt. Und das, obwohl der Jude dem Samariter von Haus aus als sein Erzfeind zu gelten hatte. Der einzige Grund, warum er das tat, war, dass ihm der Anblick des Geschlagenen buchstäblich in die Eingeweide fuhr, (so steht es in dem Gleichnis) Anblick im doppelten Sinn des Angeblickt-Werdens und des erbarmungswürdigen Anblicks, den der Geprügelte bot.

Das Sterben-Lassen hat viele Gesichter und viele Fratzen. Das ist der Preis, den wir dafür zahlen müssen, dass der Tod nicht mehr *kommt*, wenn es an der Zeit ist, sondern institutionell verwaltet und/oder medizinisch veranlasst vonstatten geht.

### Die Schwelle

Dass die Schwelle ein heikler Ort ist, hat man von altersher gewusst. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ benötigt 18 Seiten, um die Rituale, die sich zur Bannung ihrer beunruhigenden Zwielfichtigkeit herausgebildet haben, zu verzeichnen. Es macht das Wesen der Schwelle aus, dass sie zwei Welten von eklatanter Verschiedenheit voneinander trennt. Ein Balken kann so solide und massiv sein, wie er will, zur Schwelle wird er erst durch dieses Dazwischen-Sein. An und für *sich* ist die Schwelle sinnlos, ja nicht einmal existent. Zusammen mit dem Diesseits und dem Jenseits ihrer bildet sie eine Dreifaltigkeit. Sie trennt das Hüben vom Drüben, das Drinnen vom Draußen, das Hier vom Dort, das Jetzt vom Gleich, das Diesseits vom Jenseits. Die getrennten Welten, so verschieden sie sein mögen, sind aber doch aufeinander bezogen in ihrer Gegensätzlichkeit. Sie gehören zueinander, sie ergänzen und begrenzen einander, ja mehr noch sie bedingen einander. Ein Drinnen, das nicht von seinem Draußen abgeschirmt und vor ihm

geschützt ist, hört augenblicklich auf, ‚drinnen‘ zu sein; und das Draußen ist nur deshalb draußen, weil ihm ein Drinnen als sein Widerpart entspricht. Beide sind komplementär zueinander. Erst durch die Existenz des ihm zugehörigen Anderen gewinnt jedes seine Eigenart, sein So-Sein.

Ihre Aufgabe erfüllt die Schwelle einerseits dadurch, dass sie die Verschiedenheit der beiden Sphären hütet und dafür Sorge trägt, dass sie nicht ineinander schwappen und einerlei werden. Verwirrenderweise verbindet sie aber gleichzeitig das, was sie trennt, miteinander. Eine Schwelle, die hermetisch wäre, wäre nicht mehr Schwelle, sondern eine Gefängnismauer, ein Bollwerk, das das Drinnen einsperrt und das Draußen aussperrt.

Es gehört zum Wesen der Schwelle gleichzeitig ein ernstzunehmendes Hindernis zu sein, das man nicht ungestraft missachtet, und durchlässig zu sein für den Grenzverkehr, der nun wiederum nur möglich ist, weil es die Schwelle gibt.

Der Inbegriff einer Schwelle, sozusagen ihre erfahrbare Grundgestalt ist die Türschwelle. Jede Passage über die Türschwelle hinweg ist ein Wagnis. Sie verlangt von den Passanten Augenblicksentscheidungen darüber, wer sie in dem Raum jenseits der Schwelle zu sein beanspruchen wollen. Welches Verhalten ist da hinter der Hürde angemessen? Will ich laut oder lieber leise auftreten, mir Respekt verschaffen oder lebenswürdig sein, mich verunsichern lassen oder mich behaupten, will ich meinen Mantel ausziehen oder signalisieren, dass ich nur auf einen Sprung vorbeikomme, oder will ich mich ganz einfach überraschen lassen und mich mit geschärften Sinnen dem Ereignis da drüben, in der anderen, fremden Welt aussetzen? Im Grunde wirft jeder Übertritt über eine Schwelle die fünf großen Fragen auf, mit denen Ernst Bloch sein berühmtes Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“

eröffnet: „Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“ Waren wir alle hier, als wir diesen Raum betraten, uns dieses Ernstes der Lage bewusst? Wohl kaum. Am ehesten vielleicht noch ich selbst. Denn ich musste mir im Vorfeld dieser Grenzüberschreitung, meiner besonderen Rolle wegen, sehr wohl Gedanken darüber machen, wer ich bin, was ich hier erwarte und was mich erwartet und was Sie von mir erwarten. Aber im allgemeinen ist unser Schwellenbewusstsein sehr herabgedämpft. Und das hat schwerwiegende Folgen. Wenn wir die Schwellen ignorieren oder ganz abschaffen, wird alles einerlei. Mein wichtigster Lehrer, Ivan Illich, hat die moderne Welt ein „Drübenloses Hüben“ genannt, eine Hölle des überall Gleichen. In dieser Hölle gilt Barrierefreiheit. Sie mag für Rollstuhlfahrer, gebrechliche alte Leute und kinderwagenschiebende Mütter ein wahrer Segen sein, aber sie ist längst unter der Hand zu einer machtvollen gesellschaftlichen Norm geworden. Wir erleben wie dieses Prinzip um der Beschleunigung aller Verhältnisse willen allgegenwärtig wird. Nicht nur materielle, sondern auch symbolische Schwellen werden aus dem Weg geräumt. Die Beschränkungen, die die *conditio humana* dem Menschen auferlegt, werden für überwunden erklärt und mit Hilfe avanciertester Technologie scheinbar aufgehoben. Nicht nur in seinem Fortbewegungsdrang sind dem Menschen Einschränkungen, Verzögerungen und Hemmnisse jedweder Art zu ersparen, sondern überhaupt. Jede Verlangsamung, jedes Innehalten, jede Besinnung und auch jede Mühe im Sprechen, im Denken, im Lernen, Herstellen, Gehen, sogar im Lieben, im Essen, Reisen, Erkennen, Arbeiten, Sich-Verändern und Reifen fällt dem Imperativ der Hemmungslosigkeit, der Schnurgeradheit, des ungehinderten Zugangs und Zugriffs und der Steigerung des Lebenstempos zum Opfer. Aber warum haben wir es so eilig, wie konnte die Beschleunigung eine so mächtige Triebkraft unseres Lebens werden?

Wir kleingläubigen/ durch und durch verweltlichten Einwohner des drübenlosen Hüben sind, da uns die Ewigkeitshoffnung geschwunden ist, von chronischer Zeitknappheit geplagt. Eingezwängt zwischen Geburt und Tod wurde unser Leben buchstäblich zur *einzigsten und letzten Gelegenheit*, zur Frist, zur chronisch zu kurzen Frist. Wir sind in ein fundamentales Missverhältnis zwischen unserer knappen Lebenszeit und einer verlockenden Fülle von Weltmöglichkeit, die obendrein täglich anwächst, geraten. Die Angst, das meiste, das Beste, das Wichtigste zu versäumen, wird zum Grundgefühl unserer Existenz. Im Maschinenzeitalter, als es möglich wurde, die Dinge schneller laufen zu machen, als sie von sich aus laufen, entstand die Idee, alle Lebensvollzüge zu beschleunigen, um in der kurzen Lebensspanne mehr von der Welt zu haben. „Es wurde alles rascher, damit mehr Zeit sei. Es ist immer weniger Zeit“, schreibt Elias Canetti.<sup>2</sup> Die Rechnung, wir könnten mit Maschinenhilfe in der uns zugemessenen Zeit ein drei-, vier- oder fünffaches Lebenspensum abarbeiten und dann doch alt, zufrieden und lebenssatt sterben, ist nicht aufgegangen.

Der andere Ausweg, der seit den Tagen Descartes' verfolgt und zwischendurch wegen erwiesener Ausweglosigkeit wieder aufgegeben worden war, läuft auf Lebensverlängerung durch biotechnologische und medizinische Fortschritte hinaus.

Auch wenn der Tod, dieser ärgste Widersacher des Menschen, - einstweilen – nicht besiegt werden könne, so könne man - Descartes zufolge - ihm doch den Kampf ansagen und ihm Minute für Minute Lebenszeit abringen. Nicht ärztliche Klugheit sondern Ingenieursintelligenz wird darauf angesetzt, den Tod unschädlich zu machen. Mit fieberhaftem Eifer wird heute daran gearbeitet, Mischwesen zu

---

<sup>2</sup> Elias Canetti: Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942-1972, 5. Auflage, Frankfurt 1981, S. 81.

erschaffen, Mensch-Maschinen-Komplexe, die von der Unverweslichkeit des Maschinellen profitieren sollen. Darin haben sie es weit gebracht, die Lebensverlängerer, um den Preis, dass Menschen nicht mehr sterben können, sondern gestorben werden.

Die Schwelle, an der Tod und Leben aufeinandertreffen, getrennt nach ihrer je eigenen Art und verbunden dadurch, dass sie einander bedingen und eines ohne sein Anderes nicht sein kann, wurde abgeräumt. Mit der Folge, dass sich der ausgesperrte Tod das Leben aneignet und anähnelte und es zu einer einzigen, Todvermeidungsprozedur, zur „tostlosen Buchhaltung des Überlebens“ ( Jean Baudrillard) verkehrt. Menschen, die nicht mehr sterben können, können auch nicht mehr leben; sie werden gelebt.

### Die Musik

Kein Wunder, oder doch?, dass in so verzweifelter Lage, die Frage nach den Heilmitteln für ein *würdiges* Sterben aufkommt, ein Sterben, das der Barbarei des maschinieren Lebensendes entgeht. Und so ist vielleicht der Blick auf die Musik gefallen. Wir begehen hier den 350. Jahrestag des Todes des großen Musikers. Heinrich Schütz. In meinem schon recht angegilbten „Lehrbuch der Musikgeschichte“ von Hans Joachim Moser, das mir, ganz wie es der Autor sich vorgestellt hat, über die Hürden meines Musikgeschichtsexamens geholfen hat, lese ich: „Er starb mit 87 Jahren zu Dresden am 6. November 1672, während seine Schüler eine Motette im Palestrinastil sangen, die der ‚eisgraue Senior der deutschen Musikanten‘ sich noch kurz zuvor bei seinem Schüler Christof Bernhard bestellt hatte.“ Ein anrührendes Beispiel eines Sterbenden, der sich noch „zum Sterben legen“ konnte und das Kommen seines **eigenen** Todes erwartete.

Natürlich wissen wir Nachgeborenen nicht, ob der Meister tatsächlich einen sanften Tod gefunden hat. Vielleicht sind die Erzählungen über den friedvollen Übergang der Gestorbenen eher Ausdruck der Trostbedürftigkeit derer, die zurückbleiben im Diesseits der Schwelle. Denn tatsächlich haben wir **noch** Lebenden keinen Zutritt zur Erfahrung des Todes. Wenn neben mir jemand stirbt, erfahre ich ja nicht den Tod, sondern nur meine Erfahrung im Angesicht seines/ihres Todes. Anders als die Passage über die Türschwelle, über die ich normalerweise hin und hergehen kann, ist die Passage über die Schwelle des Todes ein Übergang ohne Wiederkehr, unwiderruflich. Die Toten geben über ihr Totsein keine Auskunft.

Wie aber kann ich dann über die Zusammengehörigkeit von Musik und Tod sprechen? Ich versuche es mit zwei Erzählungen. Wenn wir mit unseren Erklärungen und Argumenten am Ende sind, sind es ja oft die Geschichten, die uns aus der Sprachlosigkeit heraushelfen.

### Die erste Episode

Vor ungefähr 20 Jahren las ich in einer Pressemitteilung, dass der bekannte Pianist Francois-René Duchable aus Protest gegen den vollständig kommerzialisierten Kulturbetrieb seinen Konzertflügel mit Hilfe eines Helikopters im Colmiane-See bei Nizza versenken ließ und seine Künstlerkarriere mit diesem dramatischen „Reinigungsakt durch das Wasser“ beendete, nachdem er zuvor vor einem großen Auditorium das Dritte Klavier-Konzert von Beethoven und das Zweite von Saint-Saens gespielt hatte.<sup>3</sup> Ich habe diesen Pianisten selbst einmal in Frankfurt spielen hören und besitze eine CD mit seiner eigenhändigen Signatur. Wenn ich die jetzt anhöre, tue ich es mit dem leisen Unrechtsgefühl der Komplizenschaft mit der inkriminierten Kulturindustrie und mit der Frage, ob ich mich damit über des Meisters

---

<sup>3</sup> Süddeutsche Zeitung vom 28.07.2003, S.20.



zeichenhaften Entschluss zu verstummen, hinwegsetze. Aber ich höre diese Einspielung auch mit Wehmut darüber, dass jemand, der etwas so Großartiges vermochte, seiner leidenschaftlichen Könnerschaft radikal abzuschwören sich genötigt sah, weil er dem heruntergekommenen Kunstbetrieb nicht länger dienen wollte. Wann immer ich jedoch auf diese Inszenierung zu sprechen komme, geraten meine Gesprächspartner in gereizte Stimmung und erheben heftige Einwände gegen den ‚Zerstörungsakt‘: Glaubt der Maestro wirklich, dass er den Kunstbetrieb durch seinen individuellen Ausstieg aus dem Tritt bringen kann? Und musste wirklich der Flügel dabei draufgehen in einer Art Opferritual? Hätte er sich nicht einfach vom Kunstmarkt fernhalten und als Privatier Pianist bleiben können? Und ist nicht das ganze eine besonders eitle Selbstdarstellung, mit der dem Show-Business noch in der Geste der Verweigerung Tribut gezollt wird?

#### Die zweite Szene:

Ich erinnere mich an ein Cembalo-Konzert während der Leipziger Bach-Tage, das mir die Erfahrung, was es heißt, ‚ganz Ohr zu werden‘, beschert hat, wofür ich dem Musiker beinah noch dankbarer bin, als für die Darbietung selbst. Das Konzert fand in einem geradezu bombastischen Saal des Bundesverwaltungsgerichts statt. Ich habe ihn mindestens 12-15 Meter hoch und mit schwerer, dunkler Holztafelung verkleidet, in Erinnerung; eine düstere Atmosphäre, die etwa 400 Konzertbesucher umfing. Während des ersten Teils des Konzertes wurde dieser mächtige Raum von den rauschenden Klängen eines Cembalos erfüllt, und dann wechselte der Cembalist zum Clavichord über, einem zarten Instrument, das von seiner Klangfülle her für das Musizieren in der sogenannten guten Stube geeignet ist. Wir wurden ermahnt, Geduld zu haben. Der Musiker begann zu spielen, wir sahen ihn spielen und hörten ... nichts. Aber nach und nach – das Publikum hielt buchstäblich den Atem an, kein Räuspern, kein Stühlerücken, kein Füßescharren - mischte sich ein feiner silberheller

Klang in die Stille, der mich in seiner Zartheit zu Tränen rührte. Ich lauschte mit gebannter Aufmerksamkeit und fand mich in einer Gemeinschaft von gleichermaßen Lauschenden. Das war sehr ergreifend und sehr verbindend. „*Lauschen*“, schreibt Byung-Chul Han, „ist die religiöse Haltung schlechthin.“<sup>4</sup>

Was haben diese beiden Geschichten miteinander gemein und was haben sie mit unserem Thema ‚Musik an der Schwelle des Todes‘ zu tun? Beide handeln vom ‚Aufhören‘, und um ‚Aufhören‘ geht es auch an der Schwelle des Todes. Voll Ehrfurcht stehe ich vor der Weisheit unserer sprachschöpferischen Ahnen, denen für zwei scheinbar ganz verschiedene Tätigkeiten ein und dasselbe Wort genügte: ‚Aufhören‘ nämlich. Es bedeutet in unserer Sprache einerseits ‚etwas beenden‘ (lat. ‚finire‘, engl. to finish) und andererseits ‚auf etwas genau hinhören‘ (lat. ‚audire‘, engl. ‚to listen‘). Tatsächlich muss ich mit allem anderen *aufhören*, wenn ich auf etwas hören will. Alle Sinnestätigkeit ordnet sich dem Ohr unter. Sogar die Augen lauschen, und erst recht unterbleiben die Tätigkeiten der Hände und Füße. Ich werde buchstäblich ganz Ohr. Und das ist vielleicht auch das äußerste, was ich über den Tod zu denken wage, dass alles Diesseitige zum Erliegen kommt, wenn der Schritt ins Drüben getan wird, wie eine Erstarrung: Totenstarre; und Überraschung zugleich: „Ich habe mich schon vor langer Zeit entschlossen, bis zum letzten Akt meines Lebens, also im Tode selber noch auf Überraschungen zu hoffen“, schreibt Ivan Illich<sup>5</sup>. So, als Einübung in das Auf-hören und ins Aufhören könnte Musik - wie das Gebet - zu Lebzeiten eine Vorbereitung auf des Lebens Ende sein.<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Byung-Chul Han: *UNDINGE. Umbrüche der Lebenswelt*, Berlin 2021, S. 92.

<sup>5</sup> Ivan Illich: *Schulen helfen nicht. Über das mythenbildende Ritual der Industriegesellschaft*, 3. Auflage, Reinbek bei Hamburg 1976, S. 21.

<sup>6</sup> Vgl dazu: Ivan Illich: *Rehearsal for Death*, in: ders. *The Powerless Church – and Other Selected Writings, 1955 – 1985*, assembled by Valentina Borremans and Sajay Samuel, Pennsylvania State University Press, S.24.

Wir über unsere Sterblichkeit ungetrösteten modernen Menschen , die wir alles auf die Karte der Vernunft gesetzt und Hoffnung und Glauben als Aberglauben denunziert haben, müssen feststellen, dass unsere Vernunft ihrer eigenen Vergänglichkeit nicht gewachsen ist. **Vernünftigerweise** müssten wir uns der Einsicht stellen, dass jeder Augenblick unseres Lebens nur jetzt und niemals wieder ist und dass wir also in unserem Leben so viele Tode sterben, wie wir Augenblicke erleben. Denn wie wir sehr wohl wissen, ist jede Minute unseres Lebens einzigartig und unwiederbringlich und jeder nicht gelebte Augenblick eine nicht wieder gut zu machende versäumte Gelegenheit. Diese durch und durch vernünftige Einsicht ist wahrlich Grund genug, in Panik zu geraten. Wir hüten uns davor, indem wir den Glauben an ein ‚Jenseits-der-Schwelle unseres Lebens‘ eitauschen gegen den vernunftwidrigen Glauben an die Wiederholbarkeit allen Geschehens im Hüben: „Morgen ist auch noch ein Tag, sagen wir, ohne uns einzugestehen, dass das ‚Never More‘, das ‚Niemals-wieder‘ der verpassten Gelegenheiten sich davon nicht beeindrucken lässt. So retten wir unsere Vernunft durch Unvernunft, durch Illusion. Mit Daniel Barenboims erfahrungsgesättigten Überlegungen zur Vergänglichkeit von Mensch und Musik schließe ich meine Aufgabe ab: Das Gespräch habe ich am 27. April 1996 in Berlin mit ihm geführt und nach meiner Mitschrift und der nicht sehr guten Tonkassette niedergeschrieben.

‚Der Klang‘, sagte er, ‚entsteht aus dem Nichts oder besser aus der angespannten Stille, die ihm vorausgeht; und in dem Augenblick, in dem er entsteht, ist er schon wieder vergangen. Er hat keine Dauer, er bleibt nicht. Man kann ihn nicht konservieren. Natürlich können wir ihn heute auf Platten speichern, und in mancher Hinsicht ist das wunderbar. Aber auch in konservierter Form können wir den Klang nicht festhalten. Er verklingt, kaum dass er erklingen ist. So kommt ein tragisches Element in die Musik, auch in die heiterste. Der Klang stirbt. Wir können ihn aus

eigner Kraft erzeugen, aber können nichts dagegen tun, dass er stirbt. Das Vergehen des Klanges ist endgültig. Musik ist nicht wiederholbar. Töne können wiederholt werden, die Noten bleiben sich gleich, aber Musik wiederholt sich nie. Das ist eben der Unterschied zwischen Tönen und Musik. Man mag sich der Illusion hingeben, dass Musik wiederholbar ist, eben weil man Töne reproduzieren kann. Aber die Wiederholbarkeit der Töne macht im Gegenteil die Nichtwiederholbarkeit der Musik erst recht deutlich. Wenn das gleiche Konzert am selben Ort in der gleichen Besetzung an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gegeben wird, dann ist das scheinbar eine Wiederholung. In Wirklichkeit ist alles anders: Das Wetter ist anders, die Akustik ist anders, das Publikum ist anders, die ganze Physik ist anders und die Stimmung im Orchester auch. Daraus entsteht natürlich auch eine andere Musik, nie die gleiche. Der Klang, dem wir keine Dauer verleihen können, muss immer wieder neu erschaffen werden. Musik machen, heißt genau dies, sich der Vergänglichkeit dessen, was man hervorbringt, voll bewusst zu sein. Ich muss wissen, diese Musik ist nur jetzt, nur in diesem Augenblick und dann auf immer vorbei. Das mag so klingen, als sei das Musik-Machen eine ziemlich melancholische Angelegenheit, gleichsam immer mit dem Tod im Nacken, aber das ist nicht so. Diese absolute Präsenz, die die Musik, die der Klang, mir als Musiker abfordert, dieses Vollkommen-darin-Aufgehen, heißt ja auch, dass der Augenblick alles, was jetzt gerade möglich ist, enthält. Darüberhinaus gibt es nichts. Und das macht es möglich, dass in der Musik der Augenblick eine Ewigkeit werden kann. Die Zeit ist aufgehoben. In der Musik hat die Ewigkeit im Augenblick Platz.'

Das ist eine inspirierende Aussage und eine überraschende Wendung. Die vorbehaltlose Anwesenheit, die ungeteilte Aufmerksamkeit, die Zuwendung ohne Selbstaufspaltung und Selbstgeiz macht aus dem 'verfallenden' den 'erfüllten'

Augenblick. Und die klarsichtige ungeschminkte Wahrnehmung der Vergänglichkeit, die Einwilligung in sie, ist die Bedingung seiner Möglichkeit. Was ökonomischer Betrachtung als Verschwendung erscheinen muss, als unverzeihlicher Kalkulationsfehler, nämlich den ganzen Einsatz an etwas zu wenden, das zur Haltbarkeit keinerlei Eignung hat, das unter den Händen zerrinnt, an den Ohren vorbeiweht, die Seele nur eben streift, ist in dieser Lesart eine Weise, der Ewigkeit teilhaftig zu werden: im Vorbeifliegen der Zeit und inmitten des unaufhaltsamen Verschwindens zeitlose Gegenwart zu erfahren. Diesen gesegneten Augenblick kann man nicht herstellen, man kann ihn nicht planen, er ist wohl das, was die Alten mit dem Wort ‚Gnade‘ meinten.